

«Ich habe Schwein. Als Ostdeutscher bekomme ich mildernde Umstände»

Dubais Kulturdirektor MICHAEL SCHINDHELM über seine «wahre» Heimat Schweiz, riesige Bauvorhaben, absurde Angebote und seine ehemalige Arbeitskollegin Angela Merkel

VON ESTHER GIRSBERGER
UND EWA HESS (TEXT) UND
CHRISTIAN AEBERHARD (FOTOS)

Michael Schindhelm, haben Sie sich schon Bauland auf einer der künstlichen Inseln vor Dubai gesichert – wie Angelina Jolie oder David Beckham?

Nein. Ich bin doch nicht so arm dran wie diese Leute.

Arm? Angelina Jolie soll für ihre Insel zwölf Millionen Dollar bezahlt haben...

Dennoch ist sie arm dran, wenn sie ausgerechnet in Dubai ihr Geld ausgeben muss. Mein Geld ist in einem Haus im Tessin besser angelegt.

Ist Ihre neue Heimat Dubai nicht schön?

Ich würde mich auf einer Sanddüne nicht so wohl fühlen. Aber man kann in Dubai sehr schön wohnen – auf 300 Meter Höhe – wie ich. Ich schaue mir die Stadt von oben an, das entspannt. Denn Dubai ist anstrengend, intensiv, eine riesige Baustelle. Ab und zu muss man auf Distanz gehen können.

Ihr Büro, in dem sie das Kulturleben für das neue Dubai planen, ist auch in einem Hochhaus?

Ja, im Emirates Tower, im sechsten Stock.

Von dort aus regiert auch Dubais Scheich Mohammed?

Ja, sein Büro ist im 44. Stock. Aber das heisst nicht, dass 38 Karriereleiterstufen zwischen uns liegen.

Was heisst es denn?

Der sechste Stock ist das Labor

der Regierung. Die neuen Institutionen werden dort wie in einem Inkubator entwickelt. Auch meine Kulturbehörde wird bald aus der pränatalen Phase herauskommen und in neue Büros umziehen ins «Dubai International Finance Center» – das ist im Moment die allerfeinste Adresse hier.

Behörde?

Ja. Wir haben sie vor drei Wochen gegründet. Sie heisst Dubai Cultural and Art Authority.

Dann sind Sie jetzt ein Kulturminister?

Eher ein Direktor des Kulturdepartements.

Wie gross ist dieses?

Zwölf Leute bisher. Ich bin darunter der Einzige, der von der Kultur herkommt. Und auch der einzige Europäer.

Wie oft sehen Sie eigentlich den Scheich?

Innerhalb eines Jahres hat es zwischen uns drei Gespräche gegeben.

Ist das viel oder wenig?

Na ja, man muss bedenken, dass Dubai eine mittelgrosse Volkswirtschaft ist und in einer absoluten Monarchie geführt wird. Die Regierung ist also ein Familienbetrieb, und der Patron hat alle Entscheide zu treffen: Heute der neue Flughafen, morgen Inseln im Golf und übermorgen Finanzbeteiligungen bei einer deutschen Firma. Er ist der meistbeschäftigte Mann in Dubai. Immerhin habe ich ihn dreimal getroffen, das ist schon eine Menge.

Kennt sich Scheich Mohammed in der Kultur aus?

Er ist ein sehr aufgeklärter Mensch – und ein Poet. Seine Art zu denken ist nicht die eines typischen Businessmanagers. Er lässt sich von Visionen, von Bildern leiten. Er glaubt fest daran, dass er eine historische Aufgabe zu erfüllen hat, in dem er sein Volk in eine bessere Zukunft führt.

Kaiser Nero war auch ein visionärer Dichter.

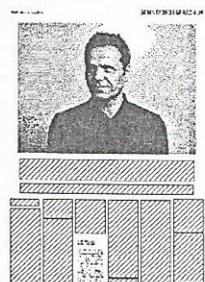
Literatur und insbesondere Poesie bedeutet im arabischen Raum etwas anderes als bei uns. Sie hat eine starke soziale und kommunikative Komponente. Der arabische Kulturbegriff hat auch etwas Spirituelles, sehr Persönliches, das aber gleichzeitig auch von anderen geteilt und verstanden wird.

Eine Insel in Buchstabenform der eigenen Verse aufschütten zu lassen, mutet schon etwas pervers an.

Wer soll das getan haben?

Scheich Mohammed bin Rashid al-Maktoum, Ihr Chef.

Das halte ich für eine Legende. Viele der monströsen Vorhaben



in Dubai basieren gar nicht auf den Ideen von den Emirati – die machen ja auch nur sechs Prozent der Bevölkerung aus.

Wer denkt sich das aus?

Hier ansässige Unternehmungen. In Dubai geht es so neoliberal zu und her, wie man sich das bei uns fast gar nicht vorstellen kann. Jeder kann seine Ideen fast unabhängig von Regulierungen verwirklichen.

Braucht es in dieser entfesselten Businesswelt überhaupt westeuropäische Hochkultur?

Irgendwann hatte jemand die Idee, ein Opernhaus zu bauen. Dabei ist die Musik nicht unbedingt eine besonders geliebte Form im arabischen Raum. Musiker wurden bis vor wenigen Jahrzehnten als Menschen minderer Klasse betrachtet.

Wozu dann ein Opernhaus?

Es ist eine rein strategische Überlegung. Zu einer richtigen metropolitanen Infrastruktur gehört nun mal auch ein Opernhaus.

Genügt es denn nicht, dass es im benachbarten Abu Dhabi schon eins hat?

Auch in Abu Dhabi ist es noch nicht sicher, ob eins gebaut wird. Aber wir sprechen über einen Zeithorizont von zehn Jahren. Vor zehn Jahren hatte Dubai 150 000 Einwohner, heute sind es 1,8 Millionen. Schon in drei Jahren sollen es drei Millionen sein. Es kommen vor allem junge Leu-

te aus aller Welt, denen man etwas bieten möchte.

Seit wann gehen junge Leute in die Oper?

Neuerdings ganz gern – die Oper ist wieder hip. Und Dubai steht momentan an einem Wendepunkt. Scheich Mohammed und ein Grossteil der Gesellschaft haben begriffen, dass rasantes Wachstum auch Probleme mit sich bringt. Wenn man immer mit 250 Sachen über die Autobahn rast, schaut

man irgendwann in den Rückspiegel und fragt sich, ob man noch umkehren könnte oder wohin man so schnell unterwegs ist.

Und das hilft Ihnen bei der Arbeit?

Enorm. Soeben haben wir ein ganzes Quartier in Dubai, eine Gegend am Creek, aus der die meisten Emirati stammen, zu einer kulturellen Destination erklärt. Diese auszugestalten und mit Leben zu füllen, gehört zum kulturellen Masterplan.

Ein Freiluftmuseum?

So etwas in dieser Art.

Soll auch der Opernhaus-

Entwurf der irakischen

Architektin Zaha Hadid – eine

Art künstliche Düne – in dieser

Gegend gebaut werden?

Ja. Diesen Creek muss man sich wie eine zwanzig Kilometer lange Bucht vorstellen, die fast wie ein Fluss aussieht. Der Flughafen ist ganz in der Nähe. Die Gegend wird bebaut und urbanisiert. Der Creek selber wird sogar künstlich weitergeführt und in einem Halbkreis ins Meer zurückgeführt.

Haben Sie für das Projekt

schon ein Budget?

Wir haben einen Businessplan für das Opernhaus.

Liegen wir falsch, wenn wir von mindestens drei Milliarden

Franken Budget ausgehen?

Es geht ja nicht nur ums Opernhaus, sondern auch um die Untergrundbahn, die gebaut werden muss, um dorthin zu kommen, um Brücken und so weiter. Wenn man das alles dem Opernhaus zuschreibt, kommt man tatsächlich auf eine Milliarde Dollar. Aber das Opernhaus selbst macht nur ein Drittel dieses Betrags aus.

Spielt das Geld in Dubai

überhaupt eine Rolle?

Natürlich. Dubai ist keine sehr reiche Stadt. Ihr Gigantismus hat damit zu tun, dass ihr die Zeit davonläuft. Denn Dubai hat keine unerschöpflichen Erdölreserven.

Während man in Abu Dhabi davon ausgeht, dass während der nächsten 100 Jahre die Quelle fröhlich weitersprudelt, muss sich Dubai beeilen, um das Fundament seines zukünftigen Wohlstands jetzt zu legen.

Wie gross ist das Risiko, dass in zehn, zwanzig Jahren statt einer blühenden Stadt eine riesige Bauruine steht?

Das hängt nicht von Dubai allein ab. Iran, Pakistan und Saudi Arabien sind etwas unheimliche Nachbarn. Und ein grosser Teil des Kapitals, das in Dubai arbeitet, kommt aus diesen Ländern. Aber auch aus Russland, Indien und schliesslich von uns, aus Westeuropa. Wenn etwas passiert – und da braucht es nicht viel –, wird der Geldhahn zugedreht, und Dubai hat ein Riesenproblem.

Sie kennen auch China, den anderen wirtschaftlichen Schnellbrüter. Kann man die beiden rasanten Entwicklungen miteinander vergleichen?

Ich bin nicht Nostradamus, möchte also keine Zukunftsprognosen abgeben. Sicher ist, dass das 21. Jahrhundert uns Europäer vor fundamentale Fragen stellt: Welche Bedeutung hat unsere Kultur? Welche Rolle spielen Menschenrechte?

Welche?

Für mich sind sie unverzichtbar. Das spüre ich im Mittleren Osten fast noch stärker als zu Hause, weil ich hier noch stärker auf meine Identität zurückgeworfen bin.

Der chinesische Künstler Ai Weiwei hat gesagt, dass er es aus politischen Gründen bereut, dem Schweizer Architekturbüro Herzog & De Meuron beim Bau des olympischen Stadions geholfen zu haben, weil das Stadion nun dem totalitären Regime zur Imagepflege dient. Können Sie das nachvollziehen?

Natürlich. Weiwei hat Kulturbrü-

che überlebt, die viel drastischer waren als die in der DDR. Er ist nach Amerika geflohen, und als er in den Neunzigerjahren nach China zurückkehrte, setzte er sich dafür ein, dass sich dort freierere und demokratischere Denkmodelle etablieren können. Sein Blickwinkel ist ein anderer als meiner.

Wie ist denn Ihre Meinung?

Ich denke, dass China den Dialog dringend braucht. Und dass man manchmal den Dialog auch aufzwingen soll. Das weiss ich aus eigener Erfahrung. Im Übrigen bin ich mir ziemlich sicher, dass Jacques Herzog sein Engagement in China auf keinen Fall bedauert, sondern wie ich denkt.

Als Generaldirektor der Berliner Opern sind Sie an dem Dialog gescheitert – ausgerechnet in Ihrer Heimat.
 Im eigenen Land ist es vielleicht am schwersten. Deutschland ist kulturell ein zersplittertes Land. Das sieht man auch an meiner eigenen Geschichte. Als ein in der DDR Aufgewachsener ging ich als junger Erwachsener nach Russ-

«In meiner Generation waren viele Westdeutsche Schlaffis»

land. Schon damals waren meine eigenen Landsleute meine besten Feinde.

Sie spielen auf die Vorwürfe zu Ihrer Stasi-Mitarbeit an.

Ja. Es gab 17 Leute, die einen Bericht über mich geschrieben haben. Alles Landsleute. Dieser Bericht hat mich viele Jahre später, auch in der Schweiz, in Schwierigkeiten gebracht. Meine eigenen Leute haben mir den Dialog, der seit meinem Erwachse-

nendasein sehr wichtig für mein Selbstverständnis war, sehr schwer gemacht. Das hinterlässt soziale Blessuren, die Kommunikationsschwierigkeiten nach sich ziehen.

Bis heute?

Ja. In einer Stadt wie Berlin merke ich, dass wir Deutsche zerstritten sind wie nie zuvor. Die Bunkermentalität ist geblieben. Man streitet sich darüber, wer die grösseren Opfer erbracht hat und wem es 19 Jahre nach dem Mauerfall eigentlich schlechter geht. Es sind erst Fremde, die Berlin zu einer interessanten Stadt machen.

In Dubai sind Sie der Fremde.

Haben Sie oft Kontakt mit den Einheimischen?

Sehr oft. In der Regierung bin ich fast der einzige Nicht-Emirati. Beruflich habe ich vor allem mit ihnen zu tun. Und natürlich auch mit den Ausländern, aus über 200 verschiedenen Ländern.

In Ihren Büchern und Essays gewinnt man den Eindruck, dass für Sie die DDR immer noch das Mass aller Dinge geblieben ist. Sie sagen, die Schweiz sei die bessere DDR. Oder dass Dubai wie die DDR nach ihrem Ende sei, nur ohne ihre Vergangenheit.

Ich habe vor wenigen Wochen ein altes Foto in der Zeitschrift «The Economist» gesehen, darunter stand: «Als die Welt noch in Ordnung war». Das Bild stammte aus dem Jahre 1961, als die Mauer zwischen Ost- und Westberlin errichtet wurde. Zwei Frauen blickten nach drüben, und dort, auf der anderen Seite, hielten zwei Menschen einen Säugling gegen die Scheibe. Ja, da war die Welt noch einfacher ...

Auch für Sie?

Wohl schon. Nicht, weil ich die DDR so geliebt habe, sondern weil eine Art von Ordnung herrschte, innerhalb der grossen Unordnung. Das Feindbild war

klar: das System. Aber jeder kommt von irgendwoher, und ich habe die ersten 18 Jahre meines Lebens in diesem Land verbracht, auch wenn ich es nicht mochte. Das prägt.

Bundeskanzlerin Angela Merkel war damals Ihre Arbeitskollegin. Sind die Menschen aus Ostdeutschland durchsetzungsfähiger, weil sie durch eine harte Schule gegangen sind?

Ich habe das öfters schon behauptet und würde sagen, dass das für gewisse Leute auch zutrifft. In meiner Generation waren viele Westdeutsche Schlaffis, weil viele Dinge für sie einfacher waren. Sie fühlten sich nicht in Frage gestellt und auch selten gedemütigt, darum haben sie weniger gekämpft.

Erkennen Sie Angela Merkel noch als die Frau von damals?

An Angela Merkel erkenne ich vor allem gut, wie sehr ich mich verändert habe. An ihr sehe ich, dass ich älter geworden bin oder auch, dass ich nicht mehr der Gleiche bin. Denn auch sie ist ein anderer Mensch geworden.

Begegnen Sie sich auch privat?

Ich sehe sie häufiger in den Medien. Wenn wir uns doch mal in einer privaten Situation begegnen, erkenne ich vieles an ihr doch wieder. Zum Beispiel die Sprache. Sie hat ihre Art zu sprechen nicht verändert, auch wenn sie heute über andere Dinge spricht als damals. Auch in der Gestik ist sie immer noch die alte Angela Merkel. Diese Natürlichkeit ist ein Teil ihrer Kraft. Das gelingt anderen Politikern weniger gut.

An wen denken Sie?

Na, wenn man etwa nach Frankreich schaut ...

Gibt es eigentlich jemanden, der Ihnen sehr nahe steht?

Abgesehen von meinen Eltern, die sehr weit weg sind und mich nicht wirklich begleiten können,

gibt es niemanden, der den ganzen Weg mit mir gegangen ist. Es gibt Menschen, die gewisse Kapitel mitgemacht haben. Viele Menschen von früher kehren auch in mein Leben zurück. Aber alles in allem bin ich doch sehr allein.

Wie erklären Sie sich das?

Mein beruflicher Hintergrund und meine geografischen Bewegungen haben dazu geführt. Ich habe mich exponiert, Länder, politische Systeme und Berufe gewechselt, regelmässig neue Menschen kennen gelernt – aber auch andere wieder aus den Augen verloren. Alle Kontakte aufrechtzuerhalten, ist schlichtweg nicht bewältigbar.

Welche Rolle spielt die Schweiz? Haben Sie sich hier ausgeruht?

Ich bin tatsächlich hier etwas zur Ruhe gekommen. Aber wenn Sie das zur Überschrift dieses Interviews machen, nehme ich Ihnen das übel.

Warum? Fürchten Sie, dass das ein Deutscher nicht darf?

Ach wissen Sie, diese deutliche Aversion gegen uns Deutsche ist allen unseren Nachbarn gemeinsam. Ich habe das Schwein, als Ostdeutscher mildernde Umstände zu bekommen. Diese haben mir auch geholfen, mich in der Schweiz anzuwärmen. Ich habe als Erwachsener bisher nirgendwo so lange gelebt wie in der Schweiz. Seitdem ich im Mittleren Osten lebe, bin ich in keinem andern Land so oft wieder gewesen wie in der Schweiz, und aus keinem anderen Land haben mich so viele Freunde in Dubai besucht.

Die Jahre als Theaterdirektor in Basel waren aber auch nicht nur spannungsfrei, oder?

Nein, natürlich nicht. Und ich weiss nicht, ob ich es mir ge-

wünscht hätte, von Basel aus an ein anderes Schweizer Theater zu wechseln. Und doch ist die Schweiz für mich eine zweite Heimat geworden. Ich bewundere dieses Land zutiefst.

«Ich verdiene in Dubai nicht wesentlich besser als in der Schweiz»

Wofür?

Für den Dialog zwischen verschiedenen Kulturen und auch für den Pragmatismus. Ideologien verfangen hier nicht. Das empfinde ich als wohltuend.

Was gefällt Ihnen an der Schweiz am besten?

Sie ist ein gut funktionierendes Land. Und man kann hier Dinge erreichen, die woanders nicht möglich sind. Das Theater Basel etwa finde ich nach wie vor grossartig, weil es künstlerische Professionalität, Bescheidenheit und gute Organisation vereint. Das findet man selten unter einem Dach eines Kulturbetriebs.

Sie haben ein Haus im Tessin und betonen gerne, dass die Schweiz Ihr eigentliches Zuhause ist. Ist da ein wenig Koketterie dabei?

Nein. Dubai ist ein radikales In-Frage-Stellen dessen, was unsere Welt gerne sein würde. Eine sehr harte Welt.

Am Anfang Ihres Engagements im Mittleren Osten haben Sie gesagt, dass Sie aus der finanziell darbenenden Welt des Theaters nun ins Üppige gehen, um zu geniessen...

Da habe ich mich eben geirrt.

Man hofft manchmal auf die prophetische Kraft der Worte.

Ist Ihr Lohn in Dubai wenigstens märchenhaft hoch?

Nein. Keineswegs. Man verdient in Dubai nicht wesentlich besser als in der Schweiz. Ich könnte zwar in Dubai reich werden, weil ich die absurdesten Angebote kriege. Ich könnte beispielsweise Stradivaris verkaufen oder Kunstwerke in mindestens zweistelliger Millionenhöhe. Deswegen bin ich aber nicht nach Dubai gegangen.

Sondern?

Dubai ist ein Labor für das 21. Jahrhundert. Ich bin Ende 40 und habe mir schon vor meiner Zeit in Berlin gesagt, dass ich nicht so weitermachen möchte wie bisher. Deshalb musste ich wahrscheinlich auch nach Dubai, um den radikalen Bruch zu vollziehen.

Sie sagten kürzlich, Sie gingen im biblischen Sinn in die Wüste. Müssen Sie Busse tun?

Nein. Ich bereue nichts, zumindest nicht im beruflichen Leben. Ich verstand diese Aussage eher im Sinne des Gründungsaktes: In Dubai entsteht ja eine völlig neue Form von Gesellschaft. Daran mitzuwirken, ist eine fundamentale Aufgabe.

Welches sind die nächsten konkreten Schritte?

Wir bereiten eine Ausstellung über Dubai für das Vitra Design Museum in Weil am Rhein vor. Wir – das sind Rem Koolhaas, ein palästinensischer Kurator und ich. Die Eröffnung wird am 4. Juni anlässlich der Art Basel stattfinden. Der Sohn des Scheichs und seine Entourage werden zur Eröffnung kommen. Wir werden zum ersten Mal im Westen die Stadt Dubai als eine beginnende Kulturstadt präsentieren.